Mittwoch, 13. Dezember

Beiblatt

Jahrgang 1933

Der Enztäler, alleiniges Bezirksamtsblatt, Wildbader NS-Presse

Herrenalber Tagblatt, Birkenfelder Tagblatt, Calmbacher Tagblatt

Württemberg

Stuttgart, (Aufmarsch von 8000 Arbeitsfreiwilligen zu Ehren unseres Reichsstatthalters.) Am Samstag, den 16. ds. Mts., strömen aus allen Teilen unseres Landes die Reichsarbeiter von den Arbeitslagern in Stuttgart zusammen, um dort in einem eindrucksvollen Aufmarsch unseren verehrten Reichsstatthalter, dem verdienten und hochherzigen Förderer des württembergischen Arbeitsdienstes, eine Huldigung darzubringen. Der Höhepunkt dieser Treuekundgebung zu Ehren seines Geburtstages wird der große Aufmarsch um 5 Uhr im Innern des Schloßhofes in Verbindung mit einem Fackelzug.

Kultivierte Moore in Württemberg

Es ist kürzlich in der Presse darauf hingewiesen worden, welch große Rolle die Kultivierung der deutschen Moore im Rahmen des Arbeitsdienstes spielen könnten; dabei wurde gesagt, daß Württembergs Moorflächen 26 000 Hektar betrügen. Diese Zahl ist insoweit zu verstehen, als neben den eigentlichen Moorflächen, die nur 5061 Hektar betragen, noch 25 022 Hektar Öd- und Unland hinzuzurechnen sind.

Unsere Moorflächen haben wir auf der Oberschwäbischen Ebene zu suchen, die etwa 70 Kilometer lang und etwa 50 Kilometer breit ist. In der Hauptsache in den Bezirken Biberach, Laupheim, Leutkirch, Neuenbürg, Ravensburg, Riedlingen, Rottweil, Saulgau, Tettnang, Ulm, Waldsee und Wangen. In den beiden letzten Aemtern ist die größte Fläche (2853 Hektar), die kleinste hat Laupheim. Die bedeutendsten Moore sind das Gelände am Federsee bei Buchau: „das Federseeried und die anderen Riede bestehen aus einem leichten, meist versumpften und sauren Moor- und Torfgrund; dagegen zeichnen sich die über diese Riede und Moorböden sich erhebenden Gegenden durch einen sehr fruchtbaren Ackerboden aus."

Ein anderes Moorgelände ist das bei Langenau im Amte Ulm: „das mächtigste und ausgedehnteste Torfmoor ist das Langenauer Ried mit dem Wilhelmsfeld, auf dem ein reger Torfstich betrieben wird. Der durchschnittliche Jahresertrag beträgt 3 800 000 Stück Torfziegeln". Das dritte Moorgelände ist im Wurzacher Ried im Amte Leutkirch: „.... der Weg von Wurzach nach Ochsenhausen führt mitten durch ein großes Ried, das wegen der Nähe Wurzachs das Wurzacher Ried genannt wird". Nun kommt das Pfrungener und Altshauser Ried im Amte Saulgau: „.... den wichtigsten Bodenschatz bilden die Torfstiche zu Pfrungen, die trotz des Reichtums an Waldungen immer noch abbauwürdig erfunden werden". Im Amte Waldsee ist das Steinacher Ried, das Tannhauser Ried und die Moore bei Schussenried und Aulendorf: „.... den wichtigsten Bodenschatz bergen die vielen Torffelder; die bedeutendsten zwischen Haidgau und Dietmanns und bei Aulendorf, wo allein die gräfliche Standesherrschaft in dem 700 Hektar großen Torf Tann jährlich 7 000 000 Stück stechen läßt. Auch hat in Schussenried die Verwaltung ein 300 Hektar großes staatliches Torfwerk. Die Ausfuhr aus diesem Bezirk ist beträchtlich.

Ein anderes Moorgebiet befindet sich auf den Höhen des Schwarzwaldes, namentlich auf der Hornisgrinde und auf der Hohlohgruppe. Die Moore bei Sindelfingen und Böblingen sind längst kultiviert. Das Schwenninger Moor, die Wiege des Heimatflusses Neckar, „bei Schwenningen wird seit dem Jahre 1784 im sogenannten Moos Torf in großer Ausdehnung abgebaut; aus dem Gemeinde-Torfstich werden jährlich über vier Millionen Stück Torf als Gabe an die Bürger ausgeteilt".

In einer Betrachtung über diese Moorflächen, die während der letzten 30 Jahre da und dort durch Kulturen verschiedenster Art verringert worden sind, ließ sich ein Fachmann vor einigen Jahren dahin aus, daß diese Moore ihre Hauptverbreitung deshalb in diesen Bezirken haben, weil die geologische Beschaffenheit sie bedingen. Im südlichen Teil seien die Verhältnisse für diese Bildung besonders günstig. Von dem Öd- und Unland glaubte man vor sechs Jahren, etwa 927 Hektar kultivieren zu können.

Württembergs gute Ernte 1933

Auf Grund der durch die Saatenstandsberichter im Monat November 1933 erstatteten endgültigen Ernteberichte sowie der Anbauerhebung für 1933 ergibt sich daß in den meisten landwirtschaftlichen Gewächsen die Hektarerträge im Jahre 1933 höher sind als im Jahr 1932, das eine befriedigende Ernte gebracht hatte, und insbesondere höher im Vergleich zum zehnjährigen Durchschnitt 1923/32.

Namentlich das Getreide hat heuer sehr schöne Erträge gebracht. In Wintergetreide (Weizen, Roggen, Dinkel) ist der heurige Hektarertrag der beste in den letzten zehn Jahren; ganz besonders hat der Weizen befriedigt, dessen Hektarertrag um nicht weniger denn 35 Prozent denjenigen des Mittels 1923/32 und um fast 12 Prozent den guten Ertrag des Vorjahres übertrifft.

Auch die Güte der heurigen Getreideernte ist dank der ausgezeichneten Erntewitterung sehr zufriedenstellend ausgefallen. Der Mehrertrag in Getreide beträgt bei Brotgetreide gegen das zehnjährige Mittel 35 v. H., bei Gerste 22 v. H., in Hafer 17 v. H. Der Kartoffel-Mehrertrag beträgt 3,3 v. H., der Minderertrag gegen 1932 150 641 Tonnen gleich 15 v. H. Der Anteil der erkrankten Kartoffeln beträgt heuer nur 1,8 gegen 2,8 v. H. im Jahre 1932 und 8 v. H. im Durchschnitt 1923/32.

Bei den Futterpflanzen und Rüben liegen die Verhältnisse nicht gleich günstig wie im guten Jahr 1932. Für Zuckerrüben ergibt sich ein Mehrertrag gegen das Mittel 1923/32 wegen erhöhter Anbaufläche. Der Gesamtertrag der Futterpflanzen ist im Mittel 1923/32 2 767 023, im Jahr 1932 3 140 130, im Jahre 1933 2 887 725 Tonnen. Jedoch kann es im nächsten Frühjahr manchenorts mit dem Futter etwas knapp werden.

Hochzeit hinter Gittern

Bulgarien ist seit kurzer Zeit von einer Sensation erfüllt, die über das Neugierdepacken hinaus fast bis zu Tränen rührt.

Im Zuchthaus von Sofia fand eine Trauung statt. Dafür wurde die Kapelle des Zentralgefängnisses feierlich hergerichtet. Und der festlichen Handlung wohnten außer vielen Freunden, guten Bekannten und einigen Zuchthausvögeln auch der Staatsanwalt, der Gefängnisdirektor und der Polizeipräsident der Stadt als Ehrengäste bei.

Das Brautpaar saß verschämt in einer kleinen Zelle neben dem Speisesaal und nahm dankbar die Glückwünsche der Besucher entgegen. Fräulein Minja, Verzeihung: Frau Wolff hatte einen zarten, kleidsamen Schleier auf das schwarze Haar gedrückt und sah bescheiden zu Boden, wenn jemand ihr lächelnd „einen guten Rutsch unter die Haube" prophezeite. Herr Wolff dagegen, stolzer Ehemann, legte seine ganze überschüssige Kraft in den Händedruck, den er immer wieder zu verschenken hatte. Er strahlte über das ganze Gesicht vor Freude an diesem herrlichen Tag, der ihm endlich die Frau bescherte, die er sich gewünscht hatte.

Die Liebe dieser beiden Menschen zieht sich nämlich schon durch fünf Jahre hin, die sie in voller Freiheit verlebten. In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, gingen sie ihrem Berufe treu nach wie alle anderen, die auf den Broterwerb angewiesen sind. Aber eines Tages wurde Herr Wolff von seinem Kollegen dazu verführt, sich an einem Einbruch zu beteiligen, der viel Gewinn versprach. Leider konnte der redliche Mann nicht widerstehen. Er wurde mit den gewohnheitsmäßigen „Langfingern" geschnappt und wanderte, nachdem diesen Verbrechern noch zahlreiche Eigentumsvergehen nachgewiesen werden konnten, ins Zuchthaus.

Und die arme, kleine Freundin blieb alleine in der Welt der Ehrlichkeit zurück. War es die Einsamkeit, war es die Sehnsucht nach ihrem geliebten Kameraden — langsam, langsam rutschte Fräulein Minja von der Ebene des geraden Weges ab. Es dauerte dann nicht mehr lange, bis sich die Gelegenheit zu einer strafbaren Handlung bot. Jähzorn und Gleichgültigkeit, Mißmut und Rachsucht trieben das junge Mädel dazu, einem fremden Manne, der sie verfolgte, Gift in den freundlich gereichten Gasttrunk zu schütten ...

Ja, und die Folge war: das Zuchthaus.

Fräulein Minja sträubte sich gar nicht dagegen. Sie lebte still und brav in ihrer Zelle und dachte an ihren Freund Wolff, der vielleicht nur wenige Steinmauern weiter auf dem gleichen harten Lager sein Verbrechen abbüßen mußte.

Als sie sich eines Tages unerwartet im Büro des Direktors wiedersahen, sanken sie sich tränenerfüllt und liebestrunken in die Arme. Vor überströmender Zärtlichkeit hielten sie sich an den Ketten, die leise zu ihrem Geflüster klirrten. Ach ja, die Ketten der Gefangenschaft erinnerten sie daran, daß ihnen zum vollen Glück die Freiheit fehlte.

Der Direktor ging für einige Minuten aus dem Zimmer, denn er war zartfühlend und hatte Verständnis für solche Augenblicke. Außerdem brauchte er sich keine Sorgen darum zu machen, daß die beiden nun etwa „kneifen" würden. Die waren viel zu sehr ineinander vertieft und berauscht von dem Glück des Wiederfindens.

Schluchzend erzählte die Gefangene die Geschichte ihrer Liebe, und weil der Herr Direktor, wie gesagt, ein Herz hatte, setzte er sich für die Heiratserlaubnis der beiden jungen Menschen ein.

Der Tag der Trauung wurde ein großer Feiertag für das ganze Gefängnis.

Das Ehepaar Wolff aber lebt in glücklicher Eintracht in zwei nebeneinander liegenden Zellen, die freilich durch eine dicke Steinmauer getrennt sind. Sie haben noch eine kleine Weile „abzusitzen", aber dann wird sicherlich aus ihrer glücklichen Ehe die vollkommene Ehe werden, die sie in ihren zarten Schwingungen hoffentlich von allem Bösen fernzuhalten vermag.

Eine gründliche Lehre

In dem weihnachtlichen Monat ist es in Italien üblich, Wohltätigkeitsessen zu veranstalten, deren Erträge armen, hungrigen Kindern zugute kommen sollen.

Vornehme, elegante Herrschaften pflegen bei solchen Banketts zu erscheinen. Sie sind sich ihrer Würde, ihres Geldbeutels und — ihrer Barmherzigkeit bewußt. Nichtsdestoweniger sehen sie dem bevorstehenden Schmaus mit großem Behagen entgegen. Denn obwohl sie täglich ihrem Magen einige zarte Genüsse verschaffen, laben sie sich an jenen bedeutsamen Wohltätigkeitsabenden doch ganz gern noch mit seltneren Leckerbissen. Man setzt sich erwartungsvoll an die festlich geschmückte Tafel, tut so, als wäre einem aller Glanz und Lichtzauber, verlockender Duft und Farbenpracht höchst gleichgültig und zittert später doch ein wenig, wenn man mit geschicktem Griff ein zierlich bekränztes Stück Fricassé auf den Teller schwingen soll. Andächtiges Gemurmel umschwebt solch eine Gesellschaft, die, in Plaudereien und leibliche Genüsse vertieft, der Wohltätigkeit „ein Opfer bringt".

Und einmal hat es, als der Lichterglanz wieder die eintretenden Gäste in ihrer Pracht und Schmuckherrlichkeit so recht spiegelte, einen Skandal gegeben, der von sich reden machte. Nebenbei bemerkt: nicht jeder, der davon hörte, sprach von einem „Skandal". Es gibt auch die Lesart: das war eine famose, gründliche Lehre für die noblen Herrschaften.

Es geschah folgendes: Die Gäste wollten sich, wie üblich, an den festlich geschmückten langen Tisch begeben und ihre Stammplätze einnehmen, als ein Herr im Frack erschien und sie für einige Augenblicke in das Nebengemach bat. Dort setzte er ihnen in sparsamen, aber unzweideutigen Worten auseinander, daß es mit dem bevorstehenden Abend eine besondere Bewandtnis habe. Während seiner Rede wurden die Gesichter der Gäste zusehends länger und bleicher. Aber niemand wagte einen Widerspruch.

Und schließlich führte der Herr im Frack die hohen Herrschaften in einen kleinen, bescheidenen Raum, wo er sie mit den Holztischen vorlieb zu nehmen bat. Was blieb den Gästen anderes übrig, als muckemäuschenstill seinem Wunsch nachzukommen? Und dann wurde ihnen das Essen gereicht, mit dem sich im Alltag arme Kinder begnügen müssen: eine magere Wassersuppe, ein getrockneter Fisch und je zwei Backpflaumen pro Person. Das war alles. Man kann sich die Mienen der Gäste vorstellen, man kann sich ausmalen, wie verschieden die Wirkung war, welche diese seltsame Speisung hervorrief.

Als die karge Mahlzeit sich ihrem Ende zuneigte, erhob sich wiederum der Herr im Frack, sah gleichgültig über die durchbohrenden, feindlichen Blicke hinweg, die ihn trafen, und meinte, jetzt würden die verehrten Herrschaften sich gewiß gern die Tafel der armen Kinder ansehen, die heute ausnahmsweise an dem herrlich geschmückten Tisch im lichterfüllten, prunkvollen Saale die Bekanntschaft mit dem Essen wohlhabender Menschen machen durften.

Und als zwei Diener die weite Flügeltür öffneten, wurde es manchem hohen Gast weich ums Herz. Denn da strahlten Kinderglück und jugendliches Staunen die reichen Leute an, die fast beschämt erkannten, wie gut das Schicksal es mit ihnen meinte.

Nur wenige noch grollten dem Herrn im Frack, der sie um ihr Wohltätigkeitsessen gebracht hatte — das an diesem Abend zum erstenmal seinen guten Namen verdiente.

Jeder ist verdächtig!

Rätsel um den Tod des Malers von der Straat
von Reinhold Eichacker.

61. Fortsetzung — Nachdruck verboten

„Sehr hübsch," meinte er trocken. „Und richtig erklärt. Aber es kommt doch noch auf etwas anderes an. Nämlich darauf, zu beweisen, daß all diese Täuschungsmanöver wirklich von dem Toten selbst und nicht von einem anderen — etwa von Ihnen, Herr Doktor, der alles so fein zu erklären vermag — gemacht worden sind."

Einen Augenblick schien es, als wolle Till auffahren. Doch er bezwang sich gleich wieder.

Brandt blieb unerschüttert.

„Ich habe trotz allem noch immer ein paar Fragen. Wer ist Bowary?"

„Mein Vater selbst. Das Buch, das Sie in meiner Mappe entdeckten, stammt aus seiner Bibliothek, die auch die anderen Bände enthält. Wie Sie richtig vermuteten, hat er aus dem Buch diesen Namen ausgewählt. Er; nicht ich. Er selbst hat den Hunderttausend-Mark-Preis ausgesetzt, um uns irrezuführen und die Sendung wahrscheinlich durch Dazner zur Post bringen lassen, bevor der den Tod seines Herrn entdeckt hatte. Wenn Sie die 100 000 Mark des Preises, die 20 000 Mark Dazners und die 380 000 Mark meines Kontos zusammenrechnen, haben Sie auch die vermißte halbe Million, die mein Vater abhob."

„Und wie kommen Sie zu den 380 000 Mark, Herr Assessor?"

„Ganz ohne mein Zutun. Das kam mir selbst überraschend. Ich kann nur vermuten, daß dies Testament dort auch das noch erklärt."

Kettler hatte den letzten Brief Bowarys schon ausgebreitet.

Zu dreien lasen sie, über seine Schultern gebeugt, das Testament von der Straats. Es gab eine genaue Beschreibung des Freitodes und seiner Ausführung und bestätigte Wort für Wort Dr. Tills Lösung.

„... Zu meinem Universalerben setze ich meinen Sohn ein: Werner von der Straat, genannt Till. Auf sein Konto überweise ich gleichzeitig 380 000 Mark. Meinem Diener Fred Dazner gab ich schon 20 000 Mark, als Dank für seine treuen Dienste, unter der Verpflichtung, meine beiden Wertbriefe am Morgen nach meinem Tode zur Post zu bringen und drei Monate lang über alles zu schweigen. Sollte er trotzdem reden, so fallen die 20 000 Mark an die Erbmasse zurück."

„Also auch das aufgeklärt!" knurrte Brandt.

„Seltsam!" hauchte der Landgerichtsrat.

Wieder hatte er das Gefühl einer fremden, unsichtbaren Macht, als er diesen Brief eines Mitmenschen las, der längst nicht mehr lebte und doch bei ihnen war durch das, was er sagte.

Unwillkürlich las er den letzten Teil nochmals, ihn laut wiederholend:

„Ich habe den Widersinn dieser Tragikomödie erkannt, die man Leben nennt. Wahnsinn und Torheit, Ungerechtigkeit und Elend, wohin man sieht. Ich kenne die Sehnsucht nach Menschen und den Abscheu vor ihnen. Mein ganzes eigenes Leben war eine Kette von Sinnlosigkeiten und Widersprüchen. Ich habe gearbeitet und dabei gehungert. Als ich faulenzte, verdiente ich Millionen durch den Fund einer Goldader. Ich habe die Frau, die mich liebte, um eines Schurken willen verstoßen; und die Frau, die ich liebgewann, um ihrer Jugend willen, will mich, wie ich fühle, für immer verlassen. Ich habe nur Ekel, Verachtung und Spott für dieses Leben, das ein Marionettenspiel ist. Ich will es beenden. In einer Form, die seiner würdig ist: durch eine Komödie. Noch einmal soll mein Name die Presse durchlaufen und allen Menschen sagen, wie grenzenlos ich das Leben verachte und wie ich von ihm nur das eine erlernte: das Lachen beim Abschied!"

„Armer Mensch!" sagte der Landgerichtsrat nach längerem Schweigen.

Er legte das Schreiben erschüttert zusammen und drückte Till verstehend die Hand.

Inspektor Brandt trat auf den Assessor zu, der sinnend dastand.

„Ich bin Ihnen eine Genugtuung schuldig, Herr Doktor!" Seine Stimme war brüchig. „Ich reiche noch heute meinen Abschied ein. Einen Narren wie mich kann man nicht mehr gebrauchen."

Dr. Till faßte den leicht Widerstrebenden bei beiden Händen.

„Sie sind mir gar keine Genugtuung schuldig, lieber Brandt!" sagte er herzlich. „Sie taten nur Ihre Pflicht! Wäre ich zufällig nicht selbst der Sohn meines Vaters gewesen, so wäre ich wahrscheinlich genau zu dem gleichen Ergebnis gekommen wie Sie. Und wenn Sie dieser Sohn gewesen wären, hätte auch ich Sie pflichtgetreu zu überführen versucht. Sie haben sich also nicht das geringste zum Vorwurf zu machen. Im Gegenteil: Auf Ihren Posten gehören nur Männer, die keine persönlichen Rücksichten kennen."

Um Brandts Mund zuckte es flüchtig.

„Sie sind ein vornehmer Mensch, lieber Herr Doktor," sagte er dankbar. „Und wenn ich noch eins sagen darf: Die 100 000 Mark sind mir entgangen; aber jetzt freue ich mich darüber, daß meine Lösung so falsch war!"

„Ich gehe sofort zum Präsidenten," sagte Kettler freudig, „um ihm zu berichten und die Verhafteten wieder in Freiheit zu setzen, außer Hellern.

„Vergessen Sie aber über Fräulein Schauenberg Herrn Ehrburger nicht!" neckte Till. „Und reichen Sie gleich Ihren Urlaub ein, ehe wieder ein neuer Verdächtiger auftaucht!"

In der Tür drehte sich Kettler noch einmal zurück.

„Aber schade ist es eigentlich doch, daß der Schleicher es nicht war!"

(Schluß siehe Hauptblatt.)

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Die SA erobert Berlin

Ein Tatsachenbericht von den Kämpfen der NSDAP. um die Reichshauptstadt

Copyright 1933 by Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

von Wilfrid Bade.

9

Angriff! Was heißt Angriff!

Was heißt Angriff, fragen die Berliner und wittern nichts. Nur die Berliner SA. beginnt etwas zu wittern und steckt die Köpfe zusammen.

Und am dritten Tage, am dritten Juli, ist das Fragezeichen verschwunden und da steht:

Der Angriff
Das deutsche Montagsblatt in Berlin!
Herausgeber: Dr. Goebbels

Ach so!, sagen die Berliner Zeitungen etwas verdutzt.

Großartig!, jubelt die SA.

Und am Montag, den 4. Juli 1927, steht der SA.-Mann Schulz an der Ecke Friedrich- und Zimmerstraße und brüllt mit seiner besten und lautesten Stimme in die Gegend:

„Der Angriff! Das deutsche Montagsblatt! Das Blatt des deutschen Berlin! Das Blatt von Dr. Goebbels! Der Angriff! Der Angriff!"

Und genau so wie er, haben viele SA.-Männer nunmehr einen neuen Dienst und einen neuen Kampfruf. Ueber Nacht sind sie zu Zeitungshändlern geworden.

Und der Name der neuen Zeitung liegt ihnen merkwürdig gut im Munde.

Aber vorerst ist Berlin noch nicht erobert.

•

Und wenn auch der SA.-Mann Schulz und viele seiner Kameraden an einer zugigen Straßenecke stehen und die neue Zeitung ausrufen, das Ergebnis ist noch sehr dürftig.

Viele sieht der SA.-Mann Schulz an sich vorübergehen, in denen er zukünftige Parteigenossen wittert. Vergeblich streckt er ihnen seine Zeitung entgegen.

Aber die Zeit ist noch nicht gekommen.

Und die ewigen Kühnereien in den Vereinen ... soll daraus das Dritte Reich erwachsen?

Die Arbeit ist schwerer als jemals. Der Vizepolizeipräsident, der kleine Isidor, läßt scharf Ausschau halten und scharf Wache stehen. Es ist soweit gekommen, daß man nur noch in tiefster Nacht rasch und heimlich durch die Straßen schleichen kann, mit ein paar hingeworfenen Kleisterhieben ein Plakat an eine Mauer klatschen und sich davon machen. Oder in aller Eile die Häuser abklopfen und durch die Briefschlitze einige Flugblätter stopfen.

Das ist alles und es ist unter solchen Umständen schon sehr viel.

Die braune Uniform hängt verborgen im Schrank und der Sommer geht dahin.

Die Jungens hocken bei Vater Mehl zusammen.

Vater Mehl ist Steinsetzer und schon lange arbeitslos. Er hat einen wundervollen Quadratschädel mit kurzem grauem Haar und seine breiten Hände sind schwielig und sehr langsam in ihrer Bewegung. Fünfunddreißig Jahre lang haben diese Hände gearbeitet und nun müssen sie sinnlos ruhen.

Vater Mehl ist Witwer. Im Kohlrübenwinter ist ihm seine Frau gestorben. Er lag damals in der Lausechampagne und hat sie nicht wieder gesehen. Einer seiner Söhne ist nach Kanada ausgewandert und der andere ist in O.S. verschollen. Vielleicht könnte das polnische Archiv über den Verschollenen Auskunft geben.

Und weil Vater Mehl niemand mehr hat, für den er sorgen könnte und weil sein ganzes Wesen nun einmal so eingerichtet ist, daß er immer gerne für jemand sorgt, so sorgt er jetzt eben für seine SA.-Jungens, für die sieben SA.-Männer aus dem aufgeflogenen Toppkeller.

Er hat sie einmal in einer Destille aufgegabelt, wie sie heimatlos und etwas bedrückt herumsaßen und sie haben ihm alle sieben auf Anhieb gefallen und er hat den sieben ebenfalls auf Anhieb gefallen und damit war alles in Ordnung.

Wenn das Verbot einmal fallen wird, dann wird Vater Mehl SA.-Mann.

Und solange er das nicht sein kann, spielt er den Herbergsvater für die Jungens.

Jetzt sind sie gerade dabei, sich möglichst piekfein für Nürnberg auszustaffieren. Und die Vorstellung, den Führer wieder von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen, seine Stimme zu vernehmen und die Flammen zu spüren, die von ihm ausgehen, diese Vorstellung erfüllt einen wie den anderen mit einer heißen Freude.

Diejenigen, die ihn noch nicht kannten, als er damals in Berlin sprach, haben sich nachher nicht viel über dieses Erlebnis unterhalten können, denn die Kehlen waren ihnen zugeschnürt vor tiefster Bewegung und die Herzen brannten beinahe vor tiefster Liebe zu diesem Manne, der seinen Weg wanderte mit tödlichem Ernst und links und rechts an diesem Wege alles mit sich riß, was sich lohnte, mitgerissen zu werden.

Hitler!

Was alles an Haß, an Verleumdung, an Niedertracht, an Lüge, an Bosheit, an Hohn und Spott, an Bespeien und Beschimpfen wurde über diesen Mann ausgegossen!

Was alles an Respekt, an Zuneigung, an Liebe, an Treue, an Hingabe, an Hoffnung, an Glauben, an Zuversicht wurde diesem Namen von den Seinen entgegengebracht!

Hitler!

Sein tödlicher Ernst brannte wie eine Stichflamme alles zu Schlacke, was er haßte, und er haßte alles, was nicht deutsch war, was lahm, weich und aus Pappe war.

Seine Reden an die deutsche Nation waren von einer solchen eindringlichen Kraft und von einer solchen lebendigen Anschaulichkeit, daß noch der einfachste Mann, noch das primitivste Wesen allmählich begreifen mußte, was er wollte.

Seine Reden waren nicht zärtlich und schön verschnörkelt. Sie wandten sich keineswegs an die Intellektuellen, sondern sie griffen nach allen einfachen Menschen. Seine Reden waren nicht gekünstelt, sondern von einer elementaren Wucht. Seine Rede war nicht „vielleicht", sondern entweder oder. Wenn er ja sagte, meinte er ja und wenn er nein sagte, meinte er nein. Die Sauberkeit dieses Charakters stand in der verrotteten Zeit wie ein Licht in einer verschwommenen Dämmerung.

Die Sauberkeit seines Privatlebens hielt jeglicher Verdächtigung stand, in der schwülen und verdorbenen Zeit, in die er hineingeriet, ein sonderbarer Fall. Ein erhebender Fall.

Viele gab es, die hingingen, ihn zu hören und die verdattert waren von der harten und rücksichtslosen Sprache, die er führte. Und viele von diesen glaubten zitternd, mit diesem Manne käme so sicher wie das Amen in der Kirche der Bürgerkrieg.

Unbeirrt aber blieben jene, die sich einmal entschlossen hatten, auf ihn ihre letzte Karte zu setzen.

Auch das kleine Häuflein der SA., das jetzt bei Vater Mehl sitzt und sich für Nürnberg ausstaffiert.

Nürnberg!

Die Partei und die SA. sind zwar in Berlin verboten. Aber die Berliner SA. und die Berliner SS. fährt zum Parteitag nach Nürnberg. Das gehört sich nicht nur so, sondern das muß einfach so sein. Hat nicht der Führer die Berliner SS. zum Absperrdienst befohlen? Soll nicht die Berliner SA. den großen Vorbeimarsch eröffnen?

Na also!

Daß sie nach Nürnberg fahren, ist klar. Wie das ermöglicht wird, darüber zerbrechen sie sich allerdings bisweilen noch schwer ihre jungen Köpfe.

Wozu aber haben sie schließlich ihre „Wählervereinigungen"?

„Erstens mal", sagt Franz zuversichtlich, „erstens mal haben wir einen Sonderzug."

„Sonderzug hört sich ja janz hübsch an. Fragt sich bloß, ob wir reinkommen."

Ja, allerdings, das fragt sich.

Wer bezahlt denn diesen Sonderzug? Die Partei? Die verbotene Partei? Da lachen sämtliche Hühner der Reichshauptstadt und das sind nicht wenige. Die Partei hat Schulden, daß ihr der Kopf raucht. Die Partei lebt von Liebesgaben.

Bezahlt vielleicht den Sonderzug die SA.? Sehen wir uns einmal die SA. etwas genauer an: Arbeitslose, Pennäler, Werkstudenten, Kurzarbeiter ... nee, mein Junge, hier ist nichts zu holen.

Schulz kommt aus dem Schädelkratzen nicht mehr heraus. Und seine Stirn hört seit langem nicht mehr auf, gewaltige Sorgenfalten zu schlagen.

Es ist ja eine Schweinerei: trotz fanatischer Sparsamkeit, trotzdem der ganze Sturm, so sauer es auch fiel, seit Wochen keine einzige Zigarette mehr raucht und kein einziges Glas Bier mehr trinkt und so oft es geht, auf das warme Mittagessen verzichtet und spart und spart und spart ... es fehlen noch immer zwanzig Mark.

Vater Mehl hört ihr Gejammer an und schließlich wird ihm das Wutgeheul zu dumm.

„Haltet jetzt die Schnauze", sagt er und geht an den Schrank und holt aus der oberen, rechten Ecke, von ganz hinten hervor, ein uraltes, blaues Taschentuch. Und dieses alte Taschentuch knotet er langsam und behutsam auf und der Sturm sieht ihm gleichgültig zu.

Dann legt Vater Mehl die vier Ecken säuberlich auseinander und was kommt da hervor, bitte? Ein Zwanzigmarkstück, ein echtes, goldenes, blinkendes, schweres Zwanzigmarkstück aus der Vorkriegszeit.

Der SA.-Sturm erstarrt in Schweigen und Ehrfurcht. Schulz nimmt das goldene Stück in die Hand und wiegt es.

„Behalt's man", sagt Vater Mehl und hat plötzlich eine etwas heisere Stimme, „ob ick det im Schnupftuch habe oder nich, ik piepe."

Von den Jungens getraut sich keiner etwas zu sagen. Sie wissen ganz genau, daß dieses märchenhafte Geldstück Vater Mehls letzte, aber auch allerletzte Reserve ist und also wissen sie genau, was dieses Opfer wert ist. Schulz runzelt ungeheuer seine ohnehin faltige Stirn.

Zurückweisen darf er das Geschenk nicht. Viele Worte machen kann er nicht, weil er tief gerührt ist und irgend etwas muß ja gesagt oder getan werden, sonst platzen die Herzen auseinander.

Und plötzlich geht Schulz drohend auf Vater Mehl los, daß dieser erschrocken zurückweicht und der Sturm nicht recht weiß, was da geschehen soll, aber Schulz schlingt seine Arme um den alten Mann und drückt ihn an sein Herz.

Und dann steckt er die zwanzig Mark ein und es ist nicht mehr die Rede davon.

Als sie sich an diesem Abend verabschieden und auf der Straße sind, sagt Schulz: „Is ist doch Ehrensache, det Vater Mehl die zwanzig Mark wiederkriegt, wa?"

„Und wenn wir een Jahr lang keene einzige Molle mehr trinken", antwortet einer und damit ist auch diese Angelegenheit erledigt.

Am andern Tag geht's los.

Sie hocken bei Vater Mehl und machen einen enormen Skandal vor Freude. Aus Pappkartons, aus Papierbündeln, aus Rucksäcken, aus alten Kisten holen sie ihre verbotenen Uniformen heraus und drücken die frisch eingetroffenen Sturmnummern auf die schwarzen Spiegel.

„Mensch, det is wat!"

„Laß mal sehen, Orje."

„Schmieke! Schmieke!"

„Wie'n richtjer General uff Besichtigung."

„Jetzt sehn wir erst staatsgefährlich aus!"

Schließlich machen sie einen solchen Krach, daß Schulz manchmal vorsichtig aus den Fenstern sieht. Es gibt ja in diesem Hause nicht nur Nazis.

Und dann kleiden sie sich ein, wie die Umstände es erfordern.

Sie klemmen die braunen Hemdenkragen unter die Hosenträger, daß der Hals weit und bloß herausstrahlt. Die Stiefel werden verstaut und die braunen Hosen, die Mützen und das Lederzeug. Sehr bürgerliche Hosenbeine schlenkern um Waden, Fesseln und sonderbare Westen und Jacken kommen zum Vorschein.

Und die Hütchen!

Schulz bekommt vor Lachen keine Luft mehr, als er seine Horde betrachtet.

Da gibt es blaue Schirmmützen und Kreissägen, Panamahüte aus dem Dreißigjährigen Krieg, steife, verstaubte, verbeulte Kriminalmelonen, feesche grüne Jägerhütchen mit gewaltigen Rasierpinseln, auch tolle, aufgedonnerte Kalabreser — — ein schauerlicher Anblick.

Und auf diesen Anblick schwenken sie jetzt die militärisch gepackten Tornister.

„So", sagt Schulz düster, „weiter wie bis in Hausflur werden wir ja mit euch nich kommen. Unter der Haustür sind wir alle verhaftet. So sehn wir aus."

Und dann gibt er seiner Horde noch einmal die letzte Instruktion. Für alle Fälle. Man kann nicht wissen.

„Wenn einer neugierig ist: ihr wollt in Machnow ein Grundstück kaufen, verstanden? In Klein-Machnow, in der neuen Siedlung, verstanden?"

Sie haben verstanden. Sie drücken Vater Mehl die Hand und dann turnen sie ab. Brav, sittsam, zu zwei und zwei.

In Machnow trifft sich die wilde Schar. Von allen Seiten strömen die verdächtig aussehenden Burschen zusammen.

Dem Herrn Landjäger sind diese verdächtig aussehenden Burschen natürlich nicht entgangen, die sich da in seinem Bezirk herumlümmeln. Er wird aber aus der ganzen Sache nicht recht klug. Ist das vielleicht ein Kundenkonvent, ein Landstreichertreffen?

Ausgerechnet in seinem Bezirk?

Und er äugt hin und er äugt her und schließlich denkt er, daß sie eigentlich nicht wie Landstreicher aussehen, er kennt diese Typen. Die Jungens hier haben andere Gesichter.

Und der Herr Landjäger treibt sich unschlüssig in der Nähe herum und plötzlich fährt er zusammen.

Eine scharfe Stimme knallt durch den Abend: „Antreten! Zu vieren abzählen! Mit Gruppen ... rechts schwenkt ... marsch!"

Aus der wilden Gruppe verdächtiger Burschen ist mit einem Schlage eine wohlgeordnete und wohlerzogene Truppe geworden und dem Herrn Landjäger geht eine militärische Bogenlampe auf.

Wenn das nicht die SA. von Berlin ist!

Sein Kommißauge schätzt den Trupp ab, das sind mindestens 700 Mann! Soll er gegen diesen Trupp, der beinahe eine Friedensstärke von einem halben Regiment hat, vorgehen? Er allein?

Nee, er allein nicht. Aber es gibt ja ein Telephon. Und er rast zum Telephon.

Als die Signale der Ueberfallkommandos durch Machnow gellen, da pfeift gerade der Zug in der Bahnhofshalle, zieht an und fährt ab und der große Scheinwerfer des Polizeiwagens beleuchtet noch einen sehr hübschen Anblick: Hunderte und Hunderte von winkenden SA.-Händen. Und dann die roten Schlußlichter des Zuges.

Langsam schleicht der Zug in die Bahnhofshalle von Nürnberg. Und dann überschwemmt eine braune Schar den ganzen Bahnsteig.

Als sie die Sperre passieren, kneift Ede plötzlich Schulz heftig in den Oberarm. Ede hat etwas entdeckt und kneift wieder. Draußen vor dem Bahnhof hat er eine riesige Menschenmenge entdeckt.

Ede pfeift leise durch die Zähne.

„Dicke Luft", sagt er, „da draußen stehnse!"

Und Schulz faßt nach dem Koppelschloß und macht den Schulterriemen locker und der ganze Sturm macht es ihm nach. Sie sind es gewohnt, die von der Berliner SA., wo eine Menschenmenge sich ansammelt, gehts los, gehts los gegen die SA.

„Damit wir nich aus der Uebung kommen!" knurrt Schulz sarkastisch und der Sturm formiert sich.

Und dann kommen sie aus dem Bahnhofsausgang und erwarten getrost die ersten Zurufe und die ersten Anrempeleien.

Und wahrhaftig: ein donnerndes Gebrüll tobt ihnen entgegen, daß ihre Lippen schmal werden.

Und dann sperren sie Mund und Augen auf und starren sich blöde an. Das donnernde Gebrüll ist nämlich nichts anderes als ein einziger, jubelnder Schrei:

Heil Hitler! Heil Berlin!

Die Berliner bleiben vollkommen verdattert stehen und sind entsetzlich verlegen. Träumen sie das oder träumen sie das nicht? Gibt es das: hunderttausend Menschen aus einem Klumpen schreien Heil Hitler?

Sie sehen mißtrauisch in den Aufruhr und dann werden ihre Züge weich und ihre Lippen lösen sich wieder auseinander. Der Ingrimm und die Wut, die Entschlossenheit und die Bereitschaft dreinzuschlagen, das alles löst sich jetzt und wechselt um zu einem ungeheuren Gefühl der rasendsten Freude.

Die Siebenhundert der Berliner SA. brüllen auf, rufen und schreien und winken und grüßen und nicht viel hätte gefehlt, sie hätte die Berliner SA. geheult wie die Schloßhunde vor Freude.

Und nun fliegen zu ihrer erstarrenden Verwunderung auch Blumen! Blumen über die SA.! Kinder, Kinder, das kann doch alles nicht stimmen.

Aber es stimmt.

Es stimmt ganz genau.

Und jetzt kommt langsam durch die Menschenmenge ein Auto gefahren und in die Berliner SA. fährt vom Kopf bis zu Füßen eine Flamme.

Der Führer!

Der Führer ist an den Bahnhof gekommen, um seine Berliner SA. abzuholen!

Wie der Satan flitzt die SA. und tritt in zwei Gliedern an. Und jetzt fährt der Führer langsam die Front ab ... langsam ... ganz langsam ... von einem Mann zum andern ... und jedem sieht er ins Auge ... jedem einzelnen ... und jeder gibt diesen ruhigen, ernsten Blick zurück ... du bist der Führer ... wir gehören dir ... mach mit uns, was du willst ... was du willst ...

Und dann marschiert Berlin ins Quartier, von den Menschenmengen begleitet, von jubelnden Menschenmengen.

„Kommst dir wahrhaftig vor wie uff Urlaub", stottert Schulz und Ede nickt gerührt.

„Weeßte", sagt er, „so war et, als wir in Riga einmarschierten!"

Sie werden mit Blumen zugedeckt und sie stecken die Blumen an ihre Gürtel, an die Brust, an die Mütze.

Dann und wann hören sie aus der Menge Rufe und sie werden stolz auf diese Rufe.

„Die Berliner!" rufen die Nürnberger sich zu. „Die Berliner!!!"

Plötzlich dreht sich Schulz nach seinen Jungens um.

„Laß uns mal nach Hause kommen!" brüllt er, „so muß es in Berlin ooch noch kommen!"

„Ehrensache!" brüllen sie zurück.

•

Aber immer noch nicht ist es soweit. Im Gegenteil, ganz im Gegenteil!

Hundemüde und überglücklich fährt die Berliner SA. wieder nach Hause. Die Nacht zum Montag fahren sie zurück und schlafen in den Eisenbahnwagen. In den Gepäcknetzen liegen sie und auf dem Fußboden, auf den Bänken und überall, wo sich nur ein menschlicher Körper noch ungefähr zusammenkrümmen kann.

(Fortsetzung folgt.)

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw